

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology
<b>Herausgeber:</b>	Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
<b>Band:</b>	20 (1994)
<b>Heft:</b>	1
<b>Artikel:</b>	La sociologie de la Suisse Romande : Eindrücke von der französischsprachigen Soziologie der Schweiz
<b>Autor:</b>	Endruweit, Günter
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-814912">https://doi.org/10.5169/seals-814912</a>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## LA SOCIOLOGIE DE LA SUISSE ROMANDE

### EINDRÜCKE VON DER FRANZÖSISCHSPRACHIGEN SOZIOLOGIE DER SCHWEIZ

*Günter Endruweit*  
Christian-Albrechts-Universität Kiel

Unter Musikfreunden ist L'Orchestre de la Suisse Romande ein Klangkörper, der höchste Anerkennung genießt. Sein langjähriger Dirigent Ernest Ansermet hat nicht etwa den letzten unbekannten Alphornbläser zu Tale gezerrt, um dort in den Konzertsälen und Aufnahmestudios eine schweizerische Frankophonie nota bene musikalisch zu etablieren, sondern seine Weltgeltung erlangte das Orchester durch einfühlsame Interpretation weit entfernter Noten-/Daten-Lieferanten, etwa der russischen. Wie sieht es nun mit der Soziologie aus? Ähnelt die französischsprachige Soziologie der Schweiz mehr dem Orchestre de la Suisse Romande oder der Bande Musicale des Pompiers-Sapeurs de Raclette s/ Chemise?

#### 1. Die Fragen

Die deutschsprachige Soziologieliteratur der Schweiz hat Peter Gross in der *Soziologischen Revue* 1991, S. 33–47, untersucht, und Bergführer Jacques Coenen-Huther hat sie in dieser Zeitschrift (1992, S. 129–148) über den linguistischen Rubikon traduziert. Der Titel dieser Besprechung hieß „Enge und Flucht“ – in Anlehnung an eine von Peter Gross für treffend gehaltene Analyse der Schweizer Kunst, die Anstrengungen mache, „die Enge zu sprengen und in die ‚Welt‘ zu gelangen“. Das ist das, was Ansermet in der Musik geschafft hat, und wir wollen nun nach der Soziologie sehen.

Unsere Hauptfrage wird also sein, inwieweit die französischsprachige Soziologie der Schweiz eine Sozialwissenschaft der westlichen Schweiz ist oder inwieweit sie sich bei Theorien, Methoden und Objekten als Teil einer weltweiten Soziologie darstellt. Das ist die Frage nach Provinzialität oder Universalität der frankophonien Soziologie in der Schweiz.

Diese Frage würde man für die Französisch schreibenden Mathematiker oder Physiker der Schweiz gar nicht erst stellen. Bei den Soziologen ist sie berechtigt. Sie haben notwendigerweise mit Gesellschaft auf verschiedenen

Konkretheitsniveaus zu tun, und zwar sowohl in der Theorie wie in der Forschung. Das ist keine Besonderheit der Sozialwissenschaften; in der Biologie ist es ebenso. Einem Schweizer Biologen würde auch niemand einen Vorwurf machen, wenn er die Alpenflora mehr erforschte als die Trockensteppengräser. Deshalb ist Provinzialität in der Sozialforschung keineswegs stets ein Negativurteil; gerade wenn es um anspruchsvolle, Tiefendimensionen erreichende Empirie geht, ist das Datenkehren vor der Haustür dem area research durch eingeflogene Experten, die das Feld im wesentlichen von der Landkarte kennen, weit überlegen und dem oberflächlichen „internationalen Vergleich“ durch übersetzte Fragebogen erst recht. Allerdings gibt es keinerlei Grund, sich bei der theoretischen Vor- und Nacharbeit nur auf die Literatur des Datensammungsbereichs zu beschränken oder auf die der eigenen Muttersprache; hier wäre Provinzialität stets ein Vorwurf.

## 2. Das Material

Die Redaktion der Zeitschrift hatte im Herbst 1992 die Soziologen der romanischen Schweiz gebeten, neuere Veröffentlichungen einzusenden, um in Form einer Sammelbesprechung eine „opération symétrique“ zum Artikel von Peter Gross zu ermöglichen. Aus den insgesamt 17 Einsendungen werden hier verwendet:

- (1) Bassand, Michel, *Culture et régions d'Europe*, Presses polytechniques et universitaires romandes, Lausanne 1990.
- (2) Busino, Giovanni, *Elites et élitisme*, Presses Universitaires de France, Paris 1992.
- (3) Coenen-Huther, Jacques, Production informelle de normes: les files d'attente en Russie soviétique, *Revue Française de Sociologie*, XXXIII, 1992, pp. 213–232.
- (4) Girod, Roger, *Le savoir réel de l'homme moderne*, Presses Universitaires de France, Paris 1991.
- (5) Keller, Jean-Pierre, *La nostalgie des avant-gardes*, Editions Zoé/Editions de l'Aube, La Tour d'Aigues 1991.
- (6) Kellerhals, Jean/Montandon, Cléopâtre, *Les stratégies éducatives des familles*, Delachaux et Niestlé, Neuchâtel 1991.
- (7) Kellerhals, Jean/Coenen-Huther, Josette/Modak, Marianne, *Figures de l'équité*, Presses Universitaires de France, Paris 1988.

- (8) Lalive d'Epinay, Christian, *Les Suisses et le travail*, Editions Réalités sociales, Lausanne 1990.
- (9) Lalive d'Epinay, Christian, *Vieillir ou la vie à inventer*, Editions l'Harmattan, Paris 1991.
- (10) Lalive d'Epinay, Christian et Michèle, *L'Héritage*, Georg, Chêne-Bourg 1990.
- (11) Lucchini, Ricardo, Le débat brésilien sur la justice des mineurs, *Déviance et Société*, 15 (1991), pp. 175–186.
- (12) Lucchini, Ricardo, La recherche avec les enfants de la rue en Amérique latine, *Revue européenne des sciences sociales*, XXX (1992), pp. 139–167.
- (13) Rossel, Pierre/Hainard, François/Bassand, Michel, *Animation et identités. Gestion territorialisée des crises*, L'Age d'Homme, Lausanne 1993.
- (14) Widmer, Jean, Ecriture, corps et identité, in: Sosoe, L.K., Hrsg., *Identität: Evolution oder Differenz?* Universitätsverlag Freiburg Schweiz, Freiburg/Fribourg 1989.
- (15) Widmer, Jean, Goffman et Garfinkel: Cadres et organisation de l'expérience, *Langage et Société*, 59 (1992), pp. 13–46.
- (16) Windisch, Uli, *Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands*, Payot, Lausanne 1992.

Es handelt sich, mit zwei Ausnahmen, also um Veröffentlichungen aus den neunziger Jahren. Die Verfasser (bei mehreren: mindestens einer von ihnen) sind Soziologen an den Universitäten Fribourg, Genève, Lausanne oder Neuchâtel. Für insgesamt 16 Autoren und Autorinnen, wenn wir einmal die weiteren Mitarbeiter („avec la collaboration de ...“) weglassen – ist das eine sehr eindrucksvolle Produktion. Ernest Ansermet hatte da wesentlich mehr Personal.

### 3. Inhalt der Veröffentlichungen

Die oben bibliographierten Arbeiten sollen hier nach dem Zufall des Autorenen alphabets besprochen werden, damit nicht irgendein Auswahlkriterium die unter 4 folgende Beurteilung steuere.

- (1) Michel Bassand scheint zu den beschämend wenigen Kollegen zu gehören, die in einer freiwillig übernommenen Position ganz professionell das machen,

was ihres Amtes ist, und die nicht hauptsächlich ihre Steckenpferde reiten. Aus dem ganz und gar soziologischen Fachbereich in Genf wurde er an die Architekturfakultät in Lausanne berufen, um dort Soziologie zu lehren und das Institut de Recherche sur l'Environnement Construit zu leiten. Sein Buch über *Culture et régions d'Europe* ist deswegen kein allgemein- oder kultursoziologisches Werk, sondern ein Musterbeispiel an Soziologie für Architekten und Städteplaner. Diese haben, wie ich aus langjähriger Zusammenarbeit mit ihnen in Berlin und Stuttgart weiß, keine rechte Freude an viel Forschung, aber einen unbändigen Drang nach Gestaltung der Wirklichkeit, also nach Praxis. Der Soziologe muß ihnen nun aus seiner Wissenschaft beibringen, daß manche Praxis ohne vorherige Forschung leichtfertig, geldverschwendend oder gar gefährlich ist; aber er muß ihnen auch Handreichungen für ihren Alltag liefern können.

Projektiv vertritt Bassand u. a. die folgenden Thesen: Wenn Europa ein demokratisches Gebilde werden soll, braucht es die aktive Teilnahme der Regionen und Kommunen (S. 2); Regionalentwicklung und Kultur sind untrennbar (S. 52); Kultur hat ihren Wirkungsort nicht nur in Museen und Schulen, sondern auch in Betrieben, Behörden, in der Landesplanung und im Bauwesen, also mitten in der Wirtschaft (S. 133); wichtige Träger der Regionalkultur sind u. a. die Medien, die Universitäten und die Architektur (S. 151 ff.). Jeder Abschnitt wird für die der Anschaulichkeit verpflichteten Architekten mit illustrativen Beispielen („développements“) versehen, die Muster von den Azoren, aus der Steiermark und Nordholland, aus Finnland und der Auvergne darstellen, in der Form manchmal einer Einzelfallstudie vergleichbar. Da es für die Entwicklung aber auf Akteure, ja Animateure (S. 234, 245) ankommt, müssen auch personalisierte Beispiele her. Eines findet er in seinem Lausanner Fakultätskollegen Mario Botta, der typischer Tessiner Architekt und Weltbürger zugleich ist und meinte, der Mensch müsse sich auf seinem Boden und in seiner Kultur wiedererkennen können, er brauche eine lokale Identität; die Architektur müsse ihm nicht nur die Aneignung seiner physischen Umwelt ermöglichen, sondern auch die seiner Geschichte, seiner Erinnerungen, um der allgemeinen Banalisierung widerstehen zu können (S. 191). Dann, in der Tat, haben Soziologie und Architektur sich viel zu sagen, wenn sie etwas wissen.

(2) Das 124-seitige Buch über *Elites et élitisme* ist zwar von den Presses Universitaires verlegt, aber in der Reihe „Que sais-je?“, und die ist eher für Volkshochschulen als für Hochschulen geeignet. Damit ist aber nur ein Aspekt des Buches erklärt, der qualitative. Ein inhaltlicher Aspekt wird dadurch erhellt, daß Giovanni Busino Professor in Lausanne ist und daß Vilfredo Pareto das auch war und daß der erstgenannte Soziologe wohl der Nachfolger des

zweitgenannten ist und sich auch so fühlt: sechs seiner bisher neun Bücher führen Pareto im Titel, in den drei anderen spukt er auch herum, und auch dieser Band ist von seinem Geist. Nicht, daß nur er allein den Stoff lieferte! Aber ihm sind über acht Seiten gewidmet, während Mosca, Michels, Burnham, Lasswell, Dahl und Parsons sich mit je zwei bis vier bescheiden müssen. Lediglich Mills kommt Pareto gleich, allerdings nur quantitativ; denn „la thèse de Mills n'est pas parfaite“ (S. 58) – dagegen: „la réponse de Pareto est sans équivoque“ (S. 21).

In der Schrift werden die Meinungen der alten Herren getreulich dargestellt. Aber was davon stimmt denn überhaupt? Zwar werden auch empirische Ergebnisse mitgeteilt, etwa der Widerspruch zwischen Hunter und Banfield (S. 67–70), der aber hauptsächlich darauf beruht, daß der eine seine monolithische Elite in einem Kaff fand, während der andere in Chicago nur Pluralismus feststellen konnte. Besonders gespannt sein könnte man auf die „chercheurs d'inspiration marxiste“ (S. 71); da erscheint dann aber nur Robert S. Lynd, der in *Middletown* einen Unterschied zwischen business class und working class fand, was aber Schichtungsvorstellungen sind, die in den USA genauso verbreitet sind wie Popcorn und mit dem marxistischen Klassenbegriff nichts zu tun haben, selbst bei Lynd am Ende nicht, weil er sich nicht zu dem Schluß durchringen kann, daß die Wirtschaft die Politik definitiv bestimmt.

Der große Nachteil dieser Arbeit ist der, den viele ähnliche haben und der für Soziologen eigentlich unverzeihlich ist: Unter dem Titel „Elite“ wird nur die politische, eventuell mit einem Seitenblick die wirtschaftliche, abgehandelt, und um andere kümmert man sich gar nicht; würde man z. B. auch über die Elite in Musik und Sport denken und forschen, würden sich viele Elitetheorien als das erweisen, was sie gar nicht sein wollen, als falsch.

(3) Wenn sich Ernest Ansermet um die russischen Komponisten verdient gemacht hat, so befaßt sich Jacques Coenen-Huther mit den russischen Kommunisten. In seinem Aufsatz in der RFS erklärt er nämlich die Entstehung informeller Normen am Beispiel der Warteschlangen in Sowjetrußland. Dabei handelt es sich zuerst einmal um eine schöne Schilderung von teilnehmender (in der deutschen Kondolationsterminologie könnte man gar von „herzlicher Anteilnahme“ reden) Beobachtung in Moskau; über diese Methode hat der Verfasser schon mehrfach Nützliches geschrieben. Und weiterhin ist es ein Musterbeispiel dafür, wie man solche Beobachtungen mit Theorie verbinden kann. Man sollte den Artikel lesen, und sei es nur, um zu erfahren, wieviel Literatur es über die Warteschlangen gibt: relativ fast mehr als über die Eliten – aber die sind auch nicht so leicht zugänglich.

(4) Das Buch *Le savoir réel de l'homme moderne* von Roger Girod ist einerseits eine Darstellung vieler spezieller Bereiche der Wissenssoziologie, und andererseits ist es allgemeintheoretisch unter dem Blickwinkel der Phänomenologischen Soziologie interessant, weil es die soziale Verteilung des Wissens und deren Veränderung behandelt. Dieses empiriegesättigte Buch ist soziologische Aufklärung im besten Sinne, weil es manche Alltagsvorurteile berichtigt oder Paradoxien aufzeigt.

Obwohl das Buch sich auf die seit Jahrzehnten als solche bestehenden Industriegesellschaften beschränkt, hat es mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß es aus vielen Staaten nur lückenhafte oder inkompatible Daten gibt, so daß Systemvergleiche nur schwer möglich sind und Entwicklungen manchmal nur teilweise festzustellen sind. Was sich aber nachweisen läßt, ist oft sehr erstaunlich. So läßt sich z. B. zeigen, daß die Werte, die als Intelligenzquotient gemessen werden, in einem Land langfristig ansteigen, dann aber plötzlich sinken (Norwegen 1954–80, S. 18), während sie in einem anderen Land pausenlos steigen (USA 1930–80, S. 32), obwohl dort das Niveau der Allgemeinbildung, gemessen durch die Massendaten des SAT-Tests, sich in den letzten dreißig Jahren verschlechtert hat. Viele dieser Daten beruhen aber auf bloßen Meinungsbefragungen mit zweifelhafter Vergleichsbasis, so etwa dem „Eurobarometer“ der EG. Während sich die arbeitsbezogene Qualifikation offensichtlich laufend verbessert (S. 144 ff.), ist es um das allgemeine Grundwissen eher schlecht bestellt: in welcher Zeit sich die Erde um die Sonne dreht, wußten die Italiener, wohl als Landsleute Galileis, mit 58% am besten; die Briten wußten es mit 43% am schlechtesten (S. 117), vielleicht wegen sehr lückenhafter Beobachtungsmöglichkeiten. Wußten Sie, daß die Erde ein Jahr dazu braucht?

Das Buch ist anspruchvoller, als die Auswahl dieser Beispiele zeigen kann. Vor allem hat es einen wichtigen Vorteil. Man kann es als einführenden Versuch lesen, wie Girod es im Untertitel zu bescheiden nennt, und dann einen zutreffenden Eindruck von der Problematik und dem Forschungsstand erhalten. Man kann damit aber auch Monate zubringen, allen Hinweisen nachgehen und sich in ein Gebiet einarbeiten, das für unsere Regierungen wichtiger sein sollte als die Bananenpreise. Von solchen Büchern sollte es mehr geben.

(5) Jean-Pierre Keller ist Kunstsoziologe, und seine Avantgardes sind die Künstler, nicht etwa die Führer der Arbeiterbewegung oder die japanischen Elektronik-Ingenieure. *La nostalgie des avant-gardes* behauptet, daß sich seit den siebziger Jahren insbesondere bei den Künstlern ungewöhnlich starke nostalgische Tendenzen bemerkbar machten. Seine Kronzeugen – ein Empiriker würde sagen: sein Datenmaterial – sind u. a. Joe Brainard (Jahrgang 1942) und Georges Perec (Jahrgang 1936), die 1975 bzw. 1978 in ihren Werken mehrere

Sätze begannen mit „ich erinnere mich an...“ (S. 31). Es geht aber nicht nur um persönliche Befindlichkeiten der Sensitiven, der Soziologe findet auch soziale Bedingungen der Rückbezüglichkeit der Menschen, etwa in den Massenmedien, die Bilder von Dingen zeigen, die man selbst noch nicht gesehen hat (S. 18). So meinte schon Marshall McLuhan in *Understanding Media*, die Welt werde eine Art Museum für die Gegenstände, die man vorher schon durch andere Medien kennengelernt habe. In der Malerei, der Photographie, im Film – überall sieht Keller Beispiele für den Beginn in der Vergangenheit (bei Fellini Anfang der Geschichte in Schwarz-Weiß, S. 128), die Rückblende in die Vergangenheit oder gar Handlung nur in der Vergangenheit. Den Schluß des Buches bildet die Diskussion der Frage, was man angesichts dieser Befunde unter „Postmoderne“ verstehen muß. Der hier unter (1) schon erwähnte Architekt Mario Botta antwortete auf die Frage, ob er wohl ein Postmoderner sei, er sehe sich als Postantiken (S. 202).

Keller belegt seine Ortsbestimmungen mit einer überwältigenden Zahl an Zitaten aus Selbstzeugnissen der Künstler. Damit ist ihm wohl so etwas wie ein inhaltsanalytisch untermauertes Selbstbild der künstlerischen Avantgarde gelungen, wobei hier allerdings nur Pro-Zitate gebracht werden. Man wünschte sich einen zweiten Band mit einer Untersuchung der Frage, in welchem Verhältnis das zum Selbstverständnis der Gesellschaften steht. Wenn man sich erinnert, welche Wirkung der Zukunftsoptimismus der führenden Geister der Aufklärung auf die Geschichte hatte, dann möchte man der gegenwärtigen Avantgarde von Herzen Bedeutungslosigkeit wünschen.

(6) Bei den *Stratégies éducatives des familles* handelt es sich um eine Untersuchung einer Zufallsstichprobe von 508 (darunter 199 Verweigerer) aus 1234 in Frage kommenden Familien schweizerischer Nationalität in Genf, die 13-jährige Kinder in der 7. Klasse einer Pflichtschule hatten (S. 229 ff.). Die Daten wurden dann durch Interviews erhoben.

Die Gegenstände der Untersuchung waren die gleichen, die man auch in anderen erziehungsoziologischen Studien findet, mit denen allerdings keine Quervergleiche durchgeführt wurden. Dazu gehörten u. a. Erziehungsziele: Selbstbestimmung vs. Anpassung (S. 58); Ausbildungsniveau: je höher das der Eltern, desto höher der Wunsch für die Kinder (S. 69); Erziehungsstile (schichtenmäßig nicht unilinear, außer beim Vorherrschenden Kontrolle in den unteren Bereichen; S. 101 ff.) und viele andere Angaben. Interessant ist vielleicht die Einteilung in die vier Familientypen Parallèle, Bastion, Compagnonnage und Association (S. 39 f.). Des Vergleichs mit anderen Untersuchungen wert ist auch der Befund, daß die Definition dessen, was gut ist für das Kind, weitgehend von der sozialen und kulturellen Tradition der Eltern abhängt (S. 226),

sich also wohl nur über Generationen hinweg grundlegend ändern kann. Für die Einzelheiten läßt sich das Original nicht durch Lektüre einer Rezension umgehen.

(7) Das zweite hier zu besprechende Buch, das unter der Federführung von Jean Kellerhals zustande gekommen ist, befaßt sich mit der Frage, wie eigentlich der Maßstab für Gerechtigkeit im Sinne von Angemessenheit (aequitas), nicht im Sinne von Rechtmäßigkeit (justitia) zu finden ist. Es ist nicht nur ein Problem der Rechtssoziologie, sondern um diese Frage geht es auch bei Tarifverhandlungen, in der Steuerpolitik, bei der Sozialhilfe und bei der Preisgestaltung für Waren und Dienstleistungen, also in vielen soziologisch wichtigen Lebensbereichen.

Es handelt sich hier um eine breit angelegte Literaturschau, die nicht nur für das engere Thema aufschlußreich ist, sondern auch einen Eindruck von der Verschiedenheit der theoretischen Ansätze im allgemeinen gibt; man vergleiche dazu etwa Homans' austauschtheoretische Formel (S. 22) und Lerners interaktionistischen Ansatz (S. 48 ff.), die zwar beide nicht vollständig dargestellt werden (und es auch nicht müßten), aber hinreichend skizziert werden, um die Unterschiede zu erkennen. Die Literatur wird z. B. daraufhin untersucht, ob die Maßstäbe für Gerechtigkeit etwa von Eigenschaften der Personen abhängen, gegenüber denen Gerechtigkeit geübt werden soll: gibt es etwa eine geschlechtsgebundene Gerechtigkeit (S. 96 ff.)? Ist die Person entscheidend oder die Rolle (S. 123)? Ist es von Bedeutung, ob Gerechtigkeit in der Nähe oder weit entfernt herzustellen ist (S. 130 ff.)? Am interessantesten ist wohl das Schlußkapitel, in dem es um die Verfahren zur Findung von Gerechtigkeitskriterien in Gruppen geht (S. 163 ff.).

Insgesamt ist das Buch eine instruktive Zusammenfassung von neueren Überlegungen in der Rechtsphilosophie, der Psychologie, der Soziologie; es ist schade, daß Wirtschafts- und Politikwissenschaft nur am Rande vertreten sind.

(8) Wie *Les Suisses et le travail* in ihrer Selbsteinschätzung aussehen, läßt sich am eingängigsten in der Versicherung eines Zürchers (oder war er aus Bienn?) erkennen, daß man, wenn man um 18.32 Uhr auf dem Hauptbahnhof auf die Uhr sehe und der fahrplanmäßig vorgesehene Zug nicht da ist, gewiß sein könne, daß es kein Schweizer Zug oder keine Schweizer Uhr sei. Wie es denn nun objektiv ist, versucht Christian Lalive d'Epinay in seinem inzwischen auch in Deutsch erschienenen Buch (Die Schweizer und ihre Arbeit, Verlag der Fachvereine, Zürich 1991) zu ermitteln.

Der Autor bringt nicht etwa eine der üblichen Momentaufnahmen mit einer aktuellen Einstellungsuntersuchung, vielleicht noch verglichen mit zwei älteren in Zehnjahresabständen. Vielmehr ist es ein „Jahrhundertwerk“ in drei Teilen. Im ersten wird die Vergangenheit von 1918 bis 1975 behandelt, wiederum unterteilt in die Zwischenkriegszeit, die Periode von Krise und Krieg mit ihren Solidaritätsanforderungen und die „gloriosen 30 Jahre“ von 1945 bis 1975, in denen die Ausgaben für die Grundbedürfnisse sich halbierten, die Gesundheitskosten stabil blieben und dreimal soviel Geld für Verkehr, Bildung und Unterhaltung ausgegeben werden konnte, also, wie Lalive feststellt, die Gelegenheit zur individuellen Selbstverwirklichung geboten wurde (S. 53–55), welche allerdings durch die Verdoppelung der Steuerlast bedauerlicherweise auch wieder eine Grenze fand. Den dritten Teil bildet eine Vorschau auf die Zeit ab 2000, die ihm mit den Arbeitsmarktperspektiven, den Umweltproblemen, psychischen Entwicklungen und Wertewandel jedenfalls durch eine bisher ungewohnte Unsicherheit gekennzeichnet zu sein scheint. Den Abschluß dieses vom Schweizer Nationalfonds finanzierten Projekts bilden Angaben über die Verfahren der Materialsammlung und eine Zusammenstellung der wichtigsten Ergebnisse.

Das ganze Buch ist mit Illustrationen aus Veröffentlichungen, Zitaten aus der Literatur, Daten aus Untersuchungen und Zahlen der amtlichen Statistik sehr eingängig gestaltet und damit ein Beispiel dafür, daß sozialwissenschaftliche Untersuchungen, wenn sie auf Gelehrtenstreit und letzte Problemwinkel verzichten und sich auf einige wichtige Gesichtspunkte beschränken, sehr lesbar sein können.

(9) Die Darstellung der Probleme um *Vieillir ou la vie à inventer* (Alt werden oder das zu erfindende Leben) beruht auf einer geschichteten Stichprobe von 4 x 400 Personen von 60 bis 80 Jahren, die mit einem voll strukturierten Fragebogen untersucht wurden, um bestimmte Milieus zu definieren. Für diese Milieus wurden dann insgesamt 138 Tiefeninterviews geführt, deren nach einem instruktiven Analyseschema (S. 285) systematisch ausgewerteter Inhalt den wesentlichen Stoff dieses fast 300 Seiten starken und sehr sparsam mit Fußnoten belasteten Buches bildet.

Lalive stellt vier Milieus eingehend dar: die Bergbauernschaft, die Arbeiterwelt, die Kleineigentümer und die Führungsschicht (classe dirigeante). In den jeweiligen Milieus findet er vorherrschende, wenngleich keineswegs durchgängige Muster des Verhaltens im Alter, der Einstellung zur Situation nach dem Ende des Arbeitslebens, so etwa auf dem Lande „dasselbe machen wie bisher, nur eben langsamer“ (S. 48) oder „ich bin zufrieden“ („ça m’suffit“, S. 118) als Ideal der Kleineigentümer, die sich aus den Tagesablaufsschilderungen

ergeben. Im Schlußkapitel wird gefragt, ob das Alter denn nun Schicksal sei oder ein planbares Vorhaben (S. 223). Dabei wird die unterschiedliche Situation der Milieus, teils wieder eng am Material, teils in zusammenfassender Abstraktion, beschrieben, vom „stoischen Hedonismus“ der Arbeiter zur Sorge der Oberschicht um die Rangerhaltung in der nächsten Generation. Gerade wenn man den Ruhestand als Freiheit ansieht, muß er – so Lalive auf S. 271 ff. – doch auch gelernt werden.

(10) In *L'Héritage* (Das Erbe) sind die beiden Autoren eher nur Herausgeber oder Redakteure. Die beiden Lalives, er Soziologe und sie Ärztin und Psychoanalytikerin, beschränken sich auf kurze Kommentare von jeweils ein bis zwei Seiten. Im übrigen handelt es sich aber – lediglich die Nachfragen sind festgehalten – um die Erzählungen von zwanzig alten Menschen aus den Walliser Alpen, Erzählungen, die nicht nur Ereignisse berichten, sondern Lebenswelten und Lebensläufe darstellen, die es also auch nicht zu rezensieren gilt, sondern die man in ihrer Authentizität gelesen haben muß, um einen Eindruck von diesen Zeiten, Räumen und Umständen zu bekommen.

(11) Ricardo Lucchini, der mit Lalive zu den relativ vielen Lateinamerika-Experten unter den Schweizer Sozialwissenschaftlern gehört, behandelt in *Le débat brésilien sur la justice des mineur* die Diskussion um ein neues Jugendgesetz in Brasilien. Auf den ersten Blick sieht das nach einer der üblichen rechtsssoziologischen Abhandlungen aus. Wenn man aber weiß, daß 58 Millionen Jugendliche (nach brasilianischer Definition die noch nicht 17jährigen) 43% der Bevölkerung ausmachen und in ihrer großen Mehrzahl in den unteren Schichten zu finden sind, dann bekommt die Diskussion die allgemeintheoretische Bedeutung der Auseinandersetzung zwischen Schichten.

Lucchini zeigt an diesem konkreten Beispiel, wie Gesetze bei starker Schichtendifferenzierung als Machtmittel benutzt werden können, die Ungleichheit verstärken und verlängern. Interessant ist auch seine Darstellung der Koalitionen bei der Frage der Novellierung dieses Gesetzes. Der Aufsatz eignet sich gut als Ausgangsmaterial für eine Fallstudie in einem Seminar.

(12) Dasselbe kann man über *La recherche avec les enfants de la rue en Amérique latine* sagen, nur daß es sich hier um ein Methodenseminar handeln müßte. Da ließe sich ganz gut der Unterschied zur *Street Corner Society* herausarbeiten, auf die Lucchini leider nicht Bezug nimmt. Besonders lehrreich für Verbindungen von Theorie und Methode ist hier, daß Lucchini handlungstheoretisch vorgeht und Überlegungen von Berger/Luckmann, Schütz und aus der Ethnomethodologie gegen die von Popper setzt; dies hätte man sich noch eingehender gewünscht. Aber vielleicht gibt das ja Stoff für manche Seminarreferate.

(13) Die Verfasser von *Animation et identités. Gestion territorialisée des crises* lehren zwar an verschiedenen Universitäten; das Zentrum dieser Arbeit war jedoch Michel Bassands Institut in Lausanne, so daß die thematische Nähe zu der zuerst besprochenen Arbeit nicht überraschend ist. Hier geht es jedoch um die Schweiz allein, wenngleich sie in der Einleitung als potentieller Prototyp für alle Industriegesellschaften angesehen wird.

Als Identität bezeichnen die Autoren das mehr oder weniger komplexe Selbstbild, das sich ein sozialer Akteur zur Bestimmung seiner Position im Feld der sozialen Beziehungen entwickelt hat. Sie ist also ein Zustand, der nicht nur vom Träger der Identität abhängt, sondern auch vom Wandel im sozialen Umfeld. Daß Krisen in der Umgebung die Identität in Frage stellen, ist damit zwangsläufig, und daß die Fähigkeiten zum Krisenmanagement (gestion de crises) über die Identität mitbestimmen, ist ebenfalls zwangsläufig. Daher ist die auf den ersten Blick überraschende Hypothese der Arbeit theoretisch doch naheliegender als die Alltagsvorstellungen, daß starke Persönlichkeiten stabile Identitäten haben und schwache eben häufig in Frage gestellte; die Hypothese lautet: Identität bleibt nur intakt, wenn sie sich den jeweiligen Umweltbedingungen anpassen kann bzw. die Umweltbedingungen entsprechend zu gestalten vermag (l'identité peut se maintenir intacte à condition de pouvoir se transformer -s'adapter en changeant ce qui doit l'être). In diesem Prozeß zwischen Mensch und Umwelt sprechen die Autoren nun den „Animateuren“ eine äußerst bedeutsame Rolle zu. Als Animateure bezeichnen sie sozial Handelnde, die katalytische Möglichkeiten im sozialen Leben aufzeigen und dazu beitragen, eine Neustrukturierung der Überlebenskräfte und der sozialen Anpassung zu erreichen. Nach diesen terminologischen Grundlegungen werden zwei Umweltbereiche behandelt, in denen die individuelle Identität der Menschen einer Industriegesellschaft besonders verankert ist und zur Zeit besonders gefährdet erscheint.

Der erste Bereich ist die Arbeit. Die Identitätsprobleme von Arbeitslosen sind sozialpolitisch oft bejammert worden, aber sozialstrukturell längst noch nicht hinreichend geklärt. Dieses Buch hilft einen Schritt weiter, aber in einer Ecke, in die man in diesem Zusammenhang noch nicht zu oft geschaut hat. Es beschreibt mehrere Institutionen, die sich darum bemühen, solche Menschen zu resozialisieren, d.h. ihnen eine zur Industriegesellschaft passende Identität zu geben, die wegen Alkohol- oder Drogenmißbrauchs nicht arbeiten. Die Mitglieder solcher Organisationen sind typische Animateure im Sinne der Autoren, und ihre wechselnde Situation mag bezeichnend sein für das Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft.

Im zweiten Teil wird die Architektur als ein Bereich behandelt, in dem Mensch und Gesellschaft identitätsrelevant zusammentreffen. Jeder erlebt es

immer wieder, daß Bauwerke Begeisterung oder Empörung hervorrufen, also, soziologisch gewendet, Identifizierung oder Entfremdung. Architekten werden daher von den Autoren auch zu den Animateuren gezählt. Um das näher zu illustrieren, führen sie uns ins Tessin. Und wen finden wir dort wieder? Natürlich: Mario Botta! An ihm und einigen Kollegen wird nun aber die Janusköpfigkeit der Animateurrolle deutlich: das Kapitel heißt „Création architecturale et résistance“. Ist der „animateur“ nun ein „Transformator“, ein „Umsetzer“, der den Willen einer Seite (falls ja: welcher?) gegenüber der anderen verwirklichen soll, oder ist er ein „Moderator“, ein „Makler“, der neutral zwischen beiden Seiten vermitteln soll, weshalb er keine eigenen Zielvorstellungen haben oder wenigstens äußern darf? Diese Probleme lassen wir auch in der Entwicklungsoziologie beim „change agent“ meistens feige im Dunkeln. Sie sind aber der Diskussion würdig, die hiermit angeregt wird.

In einem dritten Teil der Arbeit werden nach dem Vorangegangenen die Begriffe noch mehr präzisiert und dann angewendet auf ein praktisches Beispiel. Dabei handelt es sich um den Versuch, im Schweizer Jura die Krise der einstigen Schweizer Musterindustrien, der Uhrenfertigung und des Werkzeugmaschinenbaus, durch die Einführung neuer Technologien zu meistern. Die Ergebnisse der vielen Animationen, die hier unternommen wurden, werden eingehend diskutiert und im vierten Teil einem Gegenbeispiel gegenübergestellt, dem Projekt des Vereinatunnels, der das Unterengadin möglicherweise in seinem Charakter gründlich verändern würde. Das sind zwei Lehrstücke für alle, die sich mit Planung befassen.

(14) Von einer anderen Seite behandelt Jean Widmer das Identitätsproblem in *Ecriture, corps et identité*, nämlich von der Sprache her, und zwar wieder in Bezug auf die Schweiz. Er bleibt damit nicht im Spezialsoziologischen, hier der Sprachsoziologie, stecken, sondern er behandelt es, wie es dem allgemeinsoziologischen Problem der Identität angemessen ist, in vielerlei Wechselbezügen. Da wird etwa die Beziehung zwischen Mehrsprachigkeit (und damit wohl auch Multikulturalität? Aber das Wort taucht bei Widmer nicht auf! Warum wohl nicht?) und dem Staat untersucht; eine seiner interessanten Thesen ist, daß die nationale Integration der Schweiz erreicht wurde, weil der Bund bisher kaum bzw. nur nebenher in kulturellen Bereichen aktiv geworden sei (S. 102). Er beleuchtet die Rolle des Militärs als Identitätsstifter, wobei landeskundlich hinzuzufügen ist, daß in der Politik und der Wirtschaft der Schweiz der militärische Dienstrang eine hohe Bedeutung für die Zivilkarriere hat (die deutschen Hohenzollernkaiser würden sich wundern, daß das gerade in einer demokratischen Republik überlebt hat).

Viele erstaunliche Einzelbetrachtungen und überraschende Einsichten kann man dem Artikel entnehmen. Aber so recht aufgeklärt ist man am Ende doch nicht. Gibt es nun eine einheitliche Schweizer Identität, obwohl die Frankophonen ihre Sprachorientierung aus Paris beziehen (S. 108) und obwohl die Deutschschweizer durchgängig eine stärkere Anhänglichkeit an die Idee „Schweiz“ zeigen (S. 82)? Vielleicht kann ein Festschriftartikel solche Fragen nie beantworten; er regt aber sehr zum Weitersuchen an.

(15) Der Aufsatz über *Goffman et Garfinkel* dürfte manchem Leser schon bekannt sein, ist er doch die französische Fassung von Jean Widmers Beitrag zu dem von Robert Hettlage und Karl Lenz herausgegebenen Sammelband *Erving Goffman – ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation* (Bern/Stuttgart: Haupt 1991). Deshalb wollen wir hier auf Einzelheiten verzichten und denjenigen, die den Artikel nicht kennen, ihn auch dann zur Lektüre empfehlen, wenn sie sich sonst nicht so sehr für die Handlungstheorien erwärmen können. Denn hier wird über Theorien der Allgemeinen Soziologie so klar, entschieden, mit Abstand, nachkonstruierend und kritisch zugleich und vor allem mit einem jede Verbiesterung vermeidenden Humor geschrieben, daß es eine Freude ist zu lesen.

(16) Die Arbeit über *Les relations quotidiennes entre Romands et Suisses allemands* von Uli Windisch und Mitarbeitern kann nicht nur angesichts ihrer zwei Bände mit zusammen 1158 Seiten ein magnum opus genannt werden. Sie bezieht sich nicht etwa auf die ganze große Schweiz, sondern nur auf die zweisprachigen Kantone Fribourg/Freiburg und Valais/Wallis.

Nicht nur bis hinunter auf Gemeindeebene, sondern auch über den Männerchor Harmonie in Sion, die Finanzen der DGS (Deutschsprechende Gruppe Sitten) und über die Abteilung „Gesundheitsturnen“ im Turnverein Valeria wurden Daten erhoben. Da wurden nicht zur Zeitungen und Zeitschriften ausgewertet, Informantengespräche geführt, Befragungen veranstaltet, Protokolle von Sitzungen der Gebietskörperschaften durchforscht, amtliche Daten und deren Veränderungen analysiert, Einzelfallstudien durchgeführt (etwa über die Schulsituation) und Veranstaltungsdaten systematisiert – das wird auch alles detailliert, bis hin zu vielen Zitaten aus einzelnen Interviews, wiedergegeben.

Am erstaunlichsten ist, daß es Windisch gelingt, die vielen Daten zusammenzuführen und schrittweise auf einen Nenner zu bringen. So werden Fribourg und Valais hinsichtlich des Wählerverhaltens verglichen und zur Gesamtschweiz in Beziehung gesetzt. Ist dies noch schön quantitativ möglich, so daß alles noch recht eindeutig wenigstens erscheint, so ist die übrige Auswertung eher qualitativ. Nachdem am Anfang des ersten Bandes die Schweiz als Laboratorium

für die Sozialwissenschaften vorgestellt worden war, kann zum Schluß des zweiten Bandes (S. 513) gefragt werden, ob Fribourg und Valais ein Modell für die gesamte Schweiz sein könnten. Dazu werden einige Existenzbedingungen für den Schweizer Pragmatismus in den Kulturbeziehungen diskutiert. Daß man solche Bedingungen nicht nur diskutiert, sondern offensichtlich auch geschaffen hat (und ständig neu austarieren muß!), ist Voraussetzung dafür, daß man die Vorbildfrage für die beiden Kantone überhaupt stellen kann. In Nordirland, Bosnien und anderswo verbietet sie sich von selbst. Mit ihren Koexistenzbedingungen für mehrere Kulturen haben die Schweizer auf sozialem Gebiet vielleicht mehr geleistet als auf technischem mit der guten alten Uhr.

#### 4. Gesamtbild der Veröffentlichungen

Natürlich ist es abwegig, von 16 Veröffentlichungen durch 16 Autoren innerhalb von drei bis fünf Jahren auf *die Soziologie der frankophonen Schweiz* zu schließen, insbesondere noch durch „Hochrechnung“, also mit quantitativ genau angebarem Anspruch an Richtigkeit. Wenn hier etwas über die gegenwärtige frankophone Soziologie in der Schweiz gesagt wird, dann ist das nicht mehr als der Eindruck, den ein Leser nach der Lektüre der besprochenen Arbeiten hat, ein Eindruck, der bei systematischerem Vergleich und erst recht bei eventuell verbreiterter Materialbasis vielleicht als falsch dastünde, aber vielleicht auch nicht.

Der wichtigste Eindruck ist für mich: von Provinzialismus ist da keine Spur.

Das gilt zuerst einmal für die Thematik. Zwar haben wir Untersuchungen, die sich mit geradezu verbissener Liebe zum Detail in die psycholinguistischen Quisquilien einzelner Ortsteile vertiefen (Nr. 16) oder in charakteristische Bestandteile der Wertordnung der eigenen Gesellschaft (Nr. 8). Das geschieht aber nicht in patriotischer Borniertheit oder in Absteckung des eigenen Claims, auf dem man dadurch der Größte wird, daß man Wettbewerb vermeidet. Vielmehr ist es die legitime Ausnutzung des Standortvorteils der Ortsanwesenheit und –kenntnis, so wie es der Schweizer Biologe machen würde, wenn er sich dem Studium der Murmeltiere statt der Seehundsforschung widmete. Daß die Kollegen aus der Westschweiz nicht nur regionale Selbsterkenntnis suchen, sondern Soziologie in weltbürgerlicher Absicht betreiben können, zeigten sie unter anderem in Rußland (Nr. 3) und Brasilien (Nr. 11). Daneben finden wir auch Arbeiten zur Soziologie „als solcher“, also ohne Bezug auf eine bestimmte Gesellschaft und damit einen bestimmten Raum (z. B. Nr. 2, 5, 7 und 15) und vor allem auch welche (Nr. 1 und 4), die ein allgemeinsoziologisches Thema

mit Material aus vielen konkreten Gesellschaften zu illustrieren verstehen. Das alles ist auf dem Niveau, auf dem die international bedeutenden Soziologengruppen arbeiten.

Methodisch findet man in den durchgesehenen Werken zwar nichts von dem, was das *Journal of Mathematical Sociology* veröffentlichen würde. Aber es ist auch nicht eindeutig, daß das Erkenntnisniveau mit der Anzahl der Formeln positiv korreliert und daß sich die Richtigkeit einer Theorie erst nach dem Komma erweist. Neben den üblichen Tabellen gehören Typologien (z. B. Nr. 6, S. 39 ff.) und Szenarios (z. B. Nr. 7, S. 169 ff.) zum raffinierertesten Instrumentarium.

Neben der segensreichen Tätigkeit des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, durch die viele der hier vorgestellten Arbeiten erst möglich wurden, sind es auch Kantone und Kommunen, die erstaunlich umfangreiche Untersuchungen finanzieren. Diese Untersuchungen betreffen verständlicherweise den eigenen Bereich, und auf den bezieht sich dann auch die Veröffentlichung (z. B. Nr. 16). Was hier für die Wissenschaft von Vorteil wäre, wäre ein Vergleich – wo es brauchbare Vergleichsdaten bereits gibt – mit ähnlichen Situationen in anderen geographischen und sozialen Räumen. Es könnte sogar im Interesse des Auftraggebers sein, durch solche Vergleiche zu erfahren, ob seine Situation ein Sonderfall ist oder einer von vielen ähnlichen. Daß solche Vergleiche auch dort fehlen, wo kein vermeintlich begrenztes Auftraggeberinteresse sie nicht anstellen ließ (so offensichtlich in Nr. 6 und 9), und daß dort nicht einmal gesagt wird, daß man vergeblich nach Vergleichsmaterial suchte oder es aus Zeitgründen unterlassen mußte, ist bedauerlich.

Am bedauerlichsten finde ich aber etwas, was mir eine Tendenz zu sein droht: ein zunehmendes Mißachten der soziologischen Produktion der anderen Sprachgruppe, weil man sie aus Mangel an Sprachkenntnissen nicht mehr beachten kann. Jedenfalls habe ich den Eindruck, daß die Kenntnis der Veröffentlichungen der anderen Schweizer Soziologen um so geringer wird, je jünger der Autor ist. Etwas boshafte könnte man befürchten, daß bald das Gesamtschweizerische der Welsch- und Deutschschweizer Soziologen darin besteht, daß beide die amerikanischen Veröffentlichungen lesen. Es geht mir als Ausländer dabei nicht etwa um die Propagierung eines Rütti-Schwurs der Schweizer Soziologen, sondern um den wohl nicht ganz abwegigen Gedanken, daß für die Analyse der eigenen Gesellschaft, wenn es denn eine und nicht mehrere solche in der Schweiz gibt, der Westschweizer vom Ostschweizer Naheliegenderes erfahren können müßte als vom Südkalifornier. Wenn eine Untersuchung über Erziehungsstile in Genf den Landsmann Kurt Lüscher, auch wenn dieser seinen

Dienstsitz zur Zeit jenseits der Grenze, aber immerhin in Kanonenschußweite der Schweizer Artillerie hat, nur mit einem englischsprachigen Vortragsmanuskript zu verwerten weiß (Nr. 6, S. 253), dann ist die Vermutung einer sprachlich bedingten Erkenntnisbegrenzung nicht von der Hand zu weisen, zumal die Referenzliteratur auch sonst die Chancen der Schweiz nicht nutzt. Ich wünsche, ich irrte mich in diesem Punkt.

*Adresse des Verfassers:*

Prof. Dr. Günter Endruweit

Institut für Soziologie, Christian-Albrechts-Universität Kiel

Olshausenstrasse 40, D-24118 Kiel